



Superlativen auf der Spur

Warum wir uns selbst optimieren

Ausstellungen
50 Jahre Frauen-
stimmrecht

Budgetkürzung
Kanton spart
bei der Bildung

Rückblick
Das Coronajahr
an der Uni

CITY Farming

Urbanes Gärtnern: Ideen, Tipps und Tricks

Verwandle jetzt deinen Balkon in eine grüne Oase mit essbaren Blüten, Beeren, Gemüse und Kräutern. Besuche unsere City Farming-Standorte, wenn «Kraut + Quer» die Runde macht, und profitiere von einer persönlichen, kostenlosen Beratung für eine individuelle Begrünung deines Balkons, deiner Dachterrasse oder deines Mini-Gartens in der Stadt und von Tipps und Tricks rund um vier verschiedene Themenschwerpunkte.

An folgenden Daten triffst du «Kraut + Quer» bei uns an:

Samstag, 17.04.2021: «Beeren»

Samstag, 24.04.2021: «Gemüse (Tomaten&Chili)»

Samstag, 08.05.2021: «Gemüse und Pflanzen allgemein»

Brunaupark Do it + Garden Migros 11:00 – 17:00

Glatt Do it + Garden Migros 13:00 – 16:00

Neumarkt Altstetten (Markthalle) 09:00 – 16:00

Do it City Farming Oerlikon (Marktplatz) 09:00 – 12:00

KRAUT+QUER

NACHHALTIGE URBANE
GRÜNE INTERVENTION

WWW.KRAUTUNDQUER.CH

Weitere Termine und Infos unter
doitgarden.ch/cityfarming

DO IT+GARDEN
MIGROS



LINSEN
MAX

Kontaktlinsen
online kaufen

🏠 Supergünstig

✔️ Supereinfach

⚡ Superschnell

**Hol dir jetzt
20% Rabatt**
mit dem Promocode*:

STUDZH20

QR-Code scannen
& einlösen:



20%
Rabatt



*Gültig auf das ganze Sortiment. Nicht kumulierbar und einmal pro Kunde bis 31.08.2021 einlösbar.

LINSENMAX.CH

News

- 4–5 Vom Umgang mit der Pandemie**
Eine Chronologie zur Uni und Corona
- 6 Unterhosen als Forschungsinstrument**
Schweizer Bodenqualität im Visier
- 7 Laufband im Stillstand**
Der ASVZ muss umdisponieren
- 9 Um 6,4 Millionen Franken gekürzt**
Kantonsrat spart beim Bildungsbudget
- 11 «Suggestive Befragung» sorgt für Irritation**
Uni erntet Kritik für Umfrage zu Verstössen

Thema

- 16–17 Muss ich mein Leben ändern?**
Ein Überblick zum Streben nach Perfektion
- 18 «Überwindung ist ein zentrales Thema»**
Life-Coachin Helena Hefti im Gespräch
- 19 «Optimierung orientiert sich oft an Effizienz»**
Studis äussern sich zu Selbstoptimierung
- 20–21 Studie in Selbststählung**
Optimierung im Selbstversuch

Kultur

- 22 Auf Wiedersehen, Brockiland**
Das berühmte Brocki in Wiedikon zügelt
- 23 Zürich soll einfülsamer werden**
Ein Projekt will konstruktive Dialoge fördern
- 25 Die Stadt hält ihre Kunst über Wasser**
Zürich unterstützt Künstler*innen
- 28–30 Das Streben nach Gleichstellung**
Drei Ausstellungen zum Frauenstimmrecht

- 6 Kurzmeldungen**
12 Prof-Kolumne **12 Impressum**
13 Senf der Redaktion
26 Gedankensprünge **26–27 Kulturspalten**
31 Eine Welt ohne...

Das beste Selbst — Seit jeher streben wir danach. Ständige Verbesserung und Kontrolle der Persönlichkeit soll uns in den idealen Zustand versetzen. Wir üben uns in Yoga, lesen Ratgeber, planen nach To-do-Listen, führen Tagebuch – oft mit dem Ziel, ausgeglichener, produktiver und zufriedener zu sein. Die Situation in der Pandemie bietet zudem vielen vermehrt die Gelegenheit, sich mit den Alltagsstrukturen auseinanderzusetzen und Gewohnheiten umzukrempeln. Aber ist das nur gut? Diese Ausgabe widmet sich der Ergründung dieser Frage.

Schon in der Antike strebten Philosophen nach Vollkommenheit. Wir fragen uns, zu welchem Zweck und wie sich diese Idee über die Jahrhunderte verändert hat (S. 16–17). Mit einer Life-Coachin haben wir darüber gesprochen, ob Selbstoptimierung wirklich zu mehr Lebensqualität und Zufriedenheit verhilft (S. 18), und lassen dazu auch Studierende zu Wort kommen (S. 19). Zu guter Letzt haben wir ein Experiment gewagt und eine Woche radikal perfektioniert (S. 20–21).

Nach intensiver Auseinandersetzung stellen wir fest: Was das Optimum überhaupt ist, ist schwierig zu sagen. So kann Selbstoptimierung, so facettenreich sie ist, nicht abschliessend behandelt werden. Wir hoffen, zumindest zum Nachdenken angeregt zu haben.

Für die Redaktion

Nuria Tinnermann und Stephanie Caminada



Vom Umgang mit der Pandemie

Anfang 2020 überrumpelte Covid-19 den Studialltag. Was ist seither hinter den Hochschul-Kulissen geschehen? Eine Chronologie.

Lisa Horrer (Text) und Sumanie Gächter (Illustration)



Das Virus erforderte nicht nur Umstellung von den Studis, sondern auch von den Hochschulen.

Anlässlich des ersten Online-Semesters im Frühjahr 2020 führte der VSUZH eine Umfrage mit Bachelor- und Masterstudierenden durch, um mehr über die Herausforderungen der Studierenden herauszufinden. Laut Pio Steiner, dem Co-Präsidenten des VSUZH, sei es darum gegangen, eine Momentaufnahme einzufangen: «Wir wollten den Zustand im

Frühlingssemester vor einem Jahr festhalten, um später reagieren zu können. Nun wissen wir, wo die Studierenden gefordert waren, was sich verbessert hat und wie man die Herausforderungen in Zukunft besser bewältigen kann.» Von rund 26'500 Studierenden beantworteten 1'786 den Fragebogen. Die Umfrage förderte Kritik zutage. So gab rund ein Viertel

der Befragten an, hinsichtlich relevanter Entwicklungen des eigenen Studiums seitens Universitätsleitung, Fakultäten und Dozierenden nicht ausreichend informiert worden zu sein. 57 Prozent der Studierenden gaben an, weniger effizient gearbeitet zu haben. Zudem fehlte den meisten Befragten – rund 82 Prozent – der Austausch mit Kommiliton*innen, und

ein Grossteil fühlte sich einsam. Laut Pio sei die Situation seitens der Uni aber insgesamt gut abgedeckt worden.

Knapp 20 Prozent mehr Beratungen

Dass viele Studierende unter dem Shutdown und dessen Auswirkungen leiden, bestätigt auch Cornelia Beck, Leiterin der Psychologischen Beratungsstelle (PBS) der Uni Zürich und ETH. Aufgrund der Pandemie führt die PBS die Beratungen ausschliesslich telefonisch oder per Video durch. Während des ersten Shutdowns im Frühjahr 2020 erhielt die PBS bis zu 30 Prozent weniger Neuanmeldungen gegenüber dem Vorjahr. Im Sommer 2020 stiegen die Neuanmeldungen dagegen wieder um 30 Prozent an. Die Gesamtzahl der Neuanmeldung blieb im Vergleich zum Vorjahr somit stabil. Gleichzeitig habe aber die PBS, so Beck, mit denjenigen, die sich für eine Beratung angemeldet haben, während dem letzten Jahr mehr Gespräche geführt als 2019 – insgesamt seien dadurch 19 Prozent mehr Beratungen durchgeführt worden. Die Vergleichsstatistiken zum Befinden der Studis nach einem Jahr sind aufschlussreich, doch wie sieht es auf Seiten der Hochschulen aus?

Bereits im Januar 2020, kurz nach Bekanntwerden des ersten Coronafalls in China, bildete der Bereich «Sicherheit und Umwelt» der Uni eine Taskforce, die die Situation beobachtete und sich auf die anstehenden Fragestellungen vorbereitete. Die Taskforce wurde zunächst durch den Krisenstab, unter der Leitung von Steve Jürkel, abgelöst. Innerhalb des Krisenstabs entwickelten die Mitglieder dann eine Struktur, mittels derer man in der Lage war, das Krisenmanagement der Uni über eine längere Zeit durchzuführen. Im Vordergrund stand dabei laut Jürkel, sowohl die Uni als auch das Unipersonal sicher durch die Krise zu bringen. Der Krisenstab bestimmte mitunter, wann und in welchen Bereichen Schliessungen herbeigeführt werden müssten.

Der Krisenstab übernimmt

Am 12. März verkündete die ETH, dass Präsenzveranstaltungen ausfallen sowie Fehlversuche im Frühjahrssemester annulliert würden; am Tag darauf folgte die Uni und bot den Studierenden zudem die Möglichkeit, nicht-abgeschlossene Module zu stornieren. Als der Bundes-

rat die «ausserordentliche Lage» erklärte und den ersten schweizweiten Lockdown verkündete, der vom 16. März bis zum 19. April dauern sollte, schlossen die Hochschulbibliotheken, die Räumlichkeiten des ASVZ sowie Museen. Auch der Mensa-betrieb wurde eingeschränkt.

Gegen Ende des Frühjahrssemesters traten bundesweit Lockerungen in Kraft. So konnten ab Anfang Juni Arbeit und Forschung an den Hochschulen wieder vor Ort aufgenommen werden, der ASVZ öffnete mit beschränktem Angebot seine Türen, der Mensa- und Cafeteriabetrieb wurde partiell ausgeübt, Museen und Bibliotheken kehrten teilweise zum Betrieb zurück. Die Lehre blieb weiterhin kontaktfrei. Im Verlauf des Sommers wurde der Krisenstab in das Corona-Pandemiemanagement umgewandelt.

«Wir wollen den fairen Zugang zum Studium aufrechterhalten.»

Steve Jürkel, Leiter Pandemiemanagement

Dabei sei es laut Jürkel darum gegangen, zu signalisieren, dass der Krisenstab die Situation im Griff habe und sich damit beschäftige, die Uni vernünftig durch die Corona-Situation zu bringen. Das Corona-Pandemiemanagement setzt sich einerseits aus Arbeitsgruppen zusammen, die sich mit Themen wie Lehre, Forschung oder Personal beschäftigen. Andererseits gibt es die Führungsgruppe: Diese besteht aus einem Mitglied der Unileitung, der Generalsekretärin, dem Leiter des Corona-Pandemiemanagements, den Leitungen der Abteilungen Kommunikation und Personal sowie der Leitung und einer Vertretung der Abteilung «Sicherheit und Umwelt».

Die verschiedenen Expert*innen vereinen dabei Know-how aus Bereichen wie Gesundheits- und Krisenmanagement, Kommunikation und Strategie. Das Pandemiemanagement treffe keine Entscheidungen, erklärt Jürkel. Vielmehr sei dessen Aufgabe «die Universitätsleitung stufen-, sach- und zeitgerecht zu informieren, damit diese Entscheidungen treffen kann, die zur richtigen Zeit auf der

richtigen Stufe funktionieren.» Nach der bundesweiten Einführung der Maskenpflicht in den öffentlichen Verkehrsmitteln am 6. Juli letzten Jahres folgte am 1. September die Maskenpflicht in den öffentlich zugänglichen Innenräumen der Uni sowie die Vorgabe, 1.5 Meter Distanz zu Mitmenschen zu wahren. Als die zweite Corona-Welle im Oktober die Schweiz überrollte, weitete die Universität am 19. Oktober die Maskenpflicht aus. Somit mussten auch in Seminarräumen und in Büros Masken getragen werden. Am 2. November wurden Präsenzveranstaltungen erneut ganz ausgesetzt wurden.

Austausch zwischen Zürcher Hochschulen

Neben der Bildungsdirektion steht das Corona-Pandemiemanagement seit dem Sommer 2020 im regelmässigen Austausch mit den Krisenstäben weiterer Zürcher Hochschulen, namentlich der PH, ZHAW und ZHdK; ein enger Austausch mit der ETH besteht nicht. Dabei informieren sich die Krisenstäbe gegenseitig über aktuelle Probleme, vergangene sowie anstehende Entscheidungen und über das weitere Vorgehen. Insbesondere an Hochschulen mit erhöhtem Praxisanteil, etwa an der ZHdK, sei der Einschnitt in Bereichen wie Gesang oder Tanz deutlich grösser. Obwohl Jürkel die Situation an der Universität in Bezug auf die Corona-Einschränkungen nicht zufriedenstellend findet, sei er froh, dass Studierende ihre Labor- oder klinischen Kurse weiterhin in Präsenz besuchen können. Das Corona-Pandemiemanagement lege Wert darauf, die Bedürfnisse der Studierenden zu berücksichtigen, und auf ein «relativ grosses Angebot an Lernarbeitsplätzen, damit Studierende vor Ort arbeiten können», so Jürkel. Er betont: «Wir wollen den fairen Zugang zum Studium aufrechterhalten.»

Während die Pandemie für die Hochschulen eine Chance darstellt, die Lehre weiter zu digitalisieren, verlangt sie von den Studierenden viel ab. Zwar versuchen diverse Stellen der Uni, die Beteiligten bestmöglich zu unterstützen, doch sind nicht alle pandemiebedingten Probleme einfach oder gar schnell lösbar. Somit bleibt die Unsicherheit über den Lauf der Dinge in diesem Jahr bestehen. Ein weiteres Online-Semester wäre besonders für Studierende, die ihr Studium nach 2019 begonnen haben, eine bittere Pille. ◇

Festanstellungen für alle

Prekariat — Gemäss dem Komitee der «Petition Academia» sind 80 Prozent des akademischen Personals prekär beschäftigt. Denn nur die Professor*innen haben feste Stellen, anders als die schweizweit über 40'000 Personen des Mittelbaus, also die Doktorierenden, die PostDocs, die Dozierenden und die wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen. Das Komitee fordert deshalb mehr feste Stellen für den Mittelbau. Denn ohne ihn fände keine Forschung statt. Die Petition wird von rund 20 Mittelbauverbänden schweizweit unterstützt, vom VPOD wie auch dem Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS). Dem Petitionskomitee fehlen derzeit noch 631 Unterschriften. [stc]

Gericht entscheidet über Demo-Verbot

Grundrecht — Derzeit stehen vor den Zürcher Läden Menschen in Massen Schlange. Auch auf öffentlichen Plätzen und am Seeufer sammeln sich Leute. Trotzdem sind Demonstrationen mit mehr als 15 Personen verboten. Karin Rykart, Polizeivorsteherin der Stadt Zürich, findet das «absurd», denn Kundgebungen werden zu den Grundrechten gezählt und sind erlaubt, solange die Maskenpflicht eingehalten wird. Rechtsanwältin Ursula Weber hat darum beim Zürcher Verwaltungsgericht eine Beschwerde eingereicht, die verlangt, dass Artikel 7 der kantonalen Covid-Verordnung gestrichen wird. [hel]

Strategie- und Entwicklungsplan 2021–2024

Vierjahresplan — Die ETH hat einen neuen Strategie- und Entwicklungsplan (SEP) entwickelt, der in den nächsten vier Jahren umgesetzt werden soll. Der SEP beinhaltet vier Schwerpunkte: Daten und Information, Gesundheit und Medizin, Materialien und Fertigungstechniken sowie Verantwortung und Nachhaltigkeit. Die ETH hat sich mit dem SEP zum Ziel gesetzt, Wohlstand und Wohlfahrt der Schweiz mitzuprägen und sich für den Erhalt der globalen Lebensgrundlagen einzusetzen. Ausserdem sieht der Plan vor, die Hochschulkultur unter die Lupe zu nehmen und den Frauenanteil an der ETH weiter zu erhöhen. [sum]

Was du wissen solltest:
Kurzmeldungen für unterwegs.



Unterhosen als Forschungsinstrument

Ein Citizen-Science-Projekt untersucht unsere Bodenqualität anhand vergrabener Unterwäsche.

Emika Märki

Am 7. April startete eines der bislang grössten bürgerwissenschaftlichen Projekte der Schweiz. Dahinter stehen Forschende von Agroscope, dem Kompetenzzentrum des Bundes für Landwirtschaft, Ernährung und Umwelt, und der Universität Zürich. Ziel ist es, die Bodenqualität in der Schweiz anhand vergrabener Baumwollunterhosen zu erforschen und die Gesundheit des Ackerbodens systematisch zu erfassen.

Seit jeher sichert ein gesunder, fruchtbarer Ackerboden das Überleben der Menschheit. Er bildet nicht nur die Grundlage für eine nachhaltige Nahrungsmittelproduktion, sondern bietet auch Lebensraum für Millionen Lebewesen. Kleinste Tiere wie Regenwürmer, Asseln und Bakterien fressen und verdauen totes Pflanzenmaterial und produzieren dadurch fruchtbaren Humus. Gleichzeitig versorgt ihr Kot die Pflanzen mit wertvollen Nährstoffen. Je grösser die Biodiversität, desto gesünder der Boden.

Breitflächiges Citizen-Science-Projekt

Auf diesem Tatbestand beruht das Citizen-Science-Projekt «Beweisstück Unterhose» von der Universität Zürich und Agroscope. Jeweils 500 Privatgärtner*innen und Landwirt*innen sollen Bio-Baumwollunterhosen in der Erde einbuddeln und nach zwei Monaten wieder ausgraben. Je nachdem, wie weit die Verrottung fortgeschritten ist, lassen sich Rückschlüsse auf die Menge aktiver Bioorganismen im Boden ziehen. Dadurch können die Teilnehmer*innen die Bodengesundheit ihrer Äcker und Gärten selbst testen und herausfinden, wie gesund ihr Pflanzengut heranwächst.

Auch wenn der Boden einen wichtigen Forschungsgegenstand darstellt – so richtig wahrgenommen wird der Mikrokosmos unter unseren Füssen

nicht. Dabei erfüllt der Boden eine Vielzahl ökologischer und ökonomischer Funktionen, deren gesellschaftliche Bedeutung jedoch nicht unmittelbar fassbar ist. Insbesondere für die Nahrungsmittelproduktion, aber auch als Teil des hiesigen Ökosystems wird der unterirdische Lebensraum kaum wahrgenommen. Dies ist ein Problem – denn durch die fortschreitende Umweltverschmutzung, den Ausbau von Siedlungsflächen und den übermässigen Einsatz von Agrochemikalien schrumpft der Anteil an gesundem Boden rasant.

Ein internationaler Trend

Neu ist dieser Ansatz nicht. Bereits im Jahr 2019 haben Wissenschaftler*innen in Kanada und den USA unter dem Hashtag #SoilYourUndies Unterhosen vergraben lassen. Der Schweizer Bund ist auf den Zug aufgesprungen und hat am «Tag des unterirdischen Lebens» die Bevölkerung aufgefordert, eigene Baumwollunterhosen zu verscharren. Durch die plakative Aktion im Jahr 2019 konnte laut Agroscope anschaulich vermittelt werden, wie lebhaft es unter uns zugeht, und die Bevölkerung «für einen möglichst rücksichtsvollen Umgang mit dem Boden» sensibilisiert werden.

Diese Sensibilisierungskraft ist auch im hiesigen Projekt zu spüren. Ende März meldete das Projektteam auf seiner Webseite, dass die geforderte Teilnehmendenzahl «bei weitem» überschritten wurde. Auch wenn in Frage gestellt werden darf, ob das Unterhose-Verbuddeln wissenschaftlichen Standards genügt, so kann durch die grosse Teilnehmendenzahl im Citizen-Science-Projekt in einem kürzeren Zeitrahmen eine weitaus grössere Fläche erschlossen werden, als ein konventionelles Forschungsprojekt es erlaubt hätte. ◇



Sportlektionen werden jeweils innert 48 Stunden an neue Bestimmungen angepasst.

Laufband im Stillstand

Das Angebot des ASVZ ist während Corona drastisch eingeschränkt. Der Verein musste umdisponieren.

Kate Maier (Text)

Wenn im Sport Center Polyterrasse, wo in einer Dreifachturnhalle einst 400 Teilnehmende beim Super-Kondi-Training schwitzten, nur noch maximal 50 Paar Turnschuhe zu finden sind, dann schreiben wir das Jahr 2021. Auf dem ASVZ-Einschreibeportal spielt sich der Ernst des Lebens ab. Die beschränkte

Platzvergabe, verbunden mit der Parole «first come, first serve», brachte viele neue Programmierer*innen hervor.

Renato Maggi, Hochschulsportlehrer und Koordinator der ASVZ-Events, erinnert sich seufzend an Bots, die von Studierenden kreiert wurden. Mit dieser technischen Unterstützung konnten sich jene bei Öffnung der Anmeldefenster bereits nach 0.000001 Sekunden statt erst nach 0.01 Sekunden anmelden. Diese Herausforderung in punkto Fairness war nur eine von vielen für die 45 Festangestellten des ASVZ. Die über 1'100 Trainingsleitenden sind dagegen in Kurzarbeit.

Fehlender Austausch

«Live-Streaming» wurde zum Wort der Stunde. Dieses nahm sich auch Barbara Ehrat, private Yogalehrerin und Trainingsleiterin der Antara-Lektionen im ASVZ, zu Herzen. «In meinen privaten Yogalektionen sehe ich über die Galerieansicht die Teilnehmenden.» Bei ASVZ-Live-Streamings sei die Übertragung aber einseitig. Die Teilnehmenden sehen nur

die Kursleitung, die Kursleitung sieht aber die Teilnehmenden nicht. Deshalb leitet Ehrat keine ASVZ-Livestreams. «Allein vor dem Computer eine Show abzuziehen, finde ich schrecklich.» Denn wie die Sequenzen letztlich zusammenhängen, sei ein Ergebnis von intensivem Austausch mit den Teilnehmenden und Ehrats eigenen Ideen. Diese gemeinsame Kreativität wurde den Leitenden, wie auch den Teilnehmenden, entzogen.

Anpassungen – familiär bis skurril

«Es ist eine Gratwanderung zwischen dem Möglichen und dem Sinnvollen», beschreibt Maggi das Kernproblem. Dieses tritt insbesondere freitags ab 18 Uhr auf. Nur 48 Stunden beträgt der Zeitraum für die Adaption der Lektionen an die neuen Verordnungen des Bundesrats. Das Ping-Pong von Lockerungen und Einschränkungen bis im Juni 2020 führte zu eigenartigen Situationen. Während die Stimmung in Barbara Ehrats Antara-Lektionen mit nur noch 14 Teilnehmenden zunächst zwangsläufig familiärer wurde, steigerte sich diese Vertrautheit ab Herbst 2020 in eine skurrile Szenerie. «Wir turnten zu fünft in der Dreifachturnhalle der Pädagogischen Hochschule», so Ehrat. «Das schiere Überangebot von Plätzen erlaubte uns ausnahmsweise das ‚Falten-und-auf-die-Seite-Legen‘ der Masken.» Hier zeigt sich die «Gratwanderung» deutlich. Obwohl Antara auf Sichtdistanz möglich wäre, da es keinen Körperkontakt erfordert, gelten auch hier die Massnahmen.

Outdoor-Aktivitäten werden seit der Teilöffnung am 1. März 2021 immer attraktiver. Doch es fehlt noch an ausreichend Angeboten. Auf die Bemerkung hin, dass die Skitouren etwa längst alle ausgebucht seien, meint Markus Urscheler, Hochschulsportlehrer und Verantwortlicher für Sicherheit im ASVZ: «Das Aufstocken der Outdoor-Aktivitäten ist unser Ziel.» Maggi hofft als Event-Verantwortlicher des ASVZ «auf die Sports Week zu Beginn des Herbstsemesters. Sie wäre für mich der eigentliche Neustart des Sportprogramms», sagt er. Urscheler gibt sich pragmatisch. Er freut sich, wenn der ASVZ-Besuch wieder zur Selbstverständlichkeit geworden ist, und gibt zu bedenken: «Der ASVZ ist ja nicht nur ein Sportanbieter, sondern auch ein Begegnungszentrum.» Es bleibt zu hoffen, dass eine Öffnung bald möglich wird. ◇

Job Fair

Ihr Ausgangspunkt für neue Herausforderungen
Anmeldung: www.jobfairzav.ch

Stehen Sie kurz vor dem Einstieg in den Anwaltsberuf?
Suchen Sie ein Anwaltspraktikum in einer Kanzlei?
Planen Sie weitere Schritte in Ihrer Karriere?
Oder suchen Sie ganz einfach eine neue Herausforderung?
Dann ist die Job Fair des Zürcher Anwaltsverbands
das Richtige für Sie! Die Job Fair zeigt Ihnen Ihre
beruflichen Chancen auf dem Stellenmarkt auf und bringt
Sie weiter. Wir freuen uns auf Ihre Teilnahme!

Datum / Ort

Freitag, 28. Mai 2021, 09.00 – 17.30 Uhr
Lake Side, Bellerivestrasse 170, 8008 Zürich

Kostenlos

Für die Bewerber und Bewerberinnen ist
die Teilnahme kostenlos.

Anmeldung

Ab Januar 2021 können Sie sich über
das Internet informieren und sich direkt für
Gespräche anmelden.



Universität
Zürich

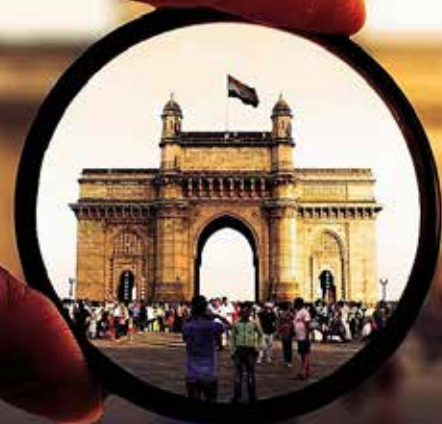
Ihr neuer Minor:
Indologie

Fokus Südasiens

www.aoi.uzh.ch/indologie

**Online
schnuppern!**

Anmeldung:
ind.studies@aoi.uzh.ch



ES IST **BILLIGER** DAS KLIMA
JETZT ZU SCHÜTZEN, ALS
ES **SPÄTER** ZU REPARIEREN.

DAS CO₂ BUDGET DER SCHWEIZ
IST BEI UNSEREN JETZIGEN
EMISSIONEN IN WENIGER ALS 7
JAHREN AUFGEBRAUCHT.

#WHATISYOURPLAN





Eine bürgerliche Allianz sorgte für die Annahme des Kürzungsantrages.

Um 6,4 Millionen Franken gekürzt

Der Kantonsrat spart beim Bildungsbudget 2021. Was steckt dahinter?

Roxane Steiger (Text)
Vy Linh Nguyen (Illustration)

Mitte Dezember 2020 entschied der Kantonsrat, die Universität Zürich nicht mit den vom Regierungsrat vorgesehenen finanziellen Ressourcen zu unterstützen. Zurückzuführen ist die Kürzung von 6,4 Millionen Franken auf einen Antrag der FDP. Dieser wurde nachfolgend in der Kommission für Bildung und Kultur dis-

kutiert und schliesslich von einer bürgerlichen Allianz aus SVP, FDP und GLP angenommen. Begründet wurde der Antrag mit der Annahme, dass Dozierende während der Online-Uni weniger Zeit in die Betreuung der Studierenden investieren müssen. Aber trifft das auch zu?

Digitalisierung hat ihren Preis

Isabel Leder, Co-Präsidentin des VSUZH, kommentiert: «Ich denke, dass hier ein Missverständnis darüber vorliegt, was digitale Lehre ist und wie sie zustande kommt. Dabei wird der Aufwand ignoriert, den es braucht, um die Lernatmosphäre neu zu gestalten.» Auch die Kantonsrätin Qëndresa Sadriu (SP) teilt diese Meinung. Sie war bei der Debatte der Kommission für Bildung und Kultur dabei. Für sie ist das Digitalisierungsargument weder sinnvoll noch nachvollziehbar. Denn: «Beim Fernunterricht ist der eigentliche Aufwand für die Lehre, die Leistungsüberprüfung und die Betreuung der Studierenden insbesondere am Anfang mindestens gleichbleibend, wenn

nicht höher.» Langfristig könne man mit der digitalen Lehre zum Beispiel bei grösseren Hörsälen einsparen. Gleichzeitig seien die Studierendenzahlen, die allein in den letzten fünf Jahren um 8,5 Prozent gestiegen sind, für die Betreuung eine Herausforderung, der man mit langfristigen Lösungen begegnen müsse. Ob wirklich sparpotenzial besteht, ist fragwürdig.

Nichtsdestotrotz hat das Digitalisierungsargument in der Parlamentsdebatte überzeugt. Die Antragsstellenden gehen davon aus, dass sich aufgrund der Digitalisierung Gelder einsparen lassen. «Dass Digitalisierung insbesondere in der Anfangsphase einen Mehraufwand bedeutet, scheint der Kommission bei diesem Kürzungsantrag aber nicht klar zu sein.»

Zielkonflikt im Kantonsrat

Der Beschluss des Kantonsrates ist aus weiteren Gründen fragwürdig. «Die Antragsteller*innen sind meiner Einschätzung nach ziemlich willkürlich auf den Betrag gekommen. Anfangs sollte man mit dem Antrag der FDP 10 Millionen einsparen, später wurde der Betrag auf 6,4 Millionen geändert», erläutert Sadriu. Die Zahl sei ganz im Sinne von «Handgelenk mal Pi» zustande gekommen. Ein weiterer Punkt, weshalb der Beschluss nicht durchdacht scheint, ist die Digitalisierungsinitiative (DIZH) an den Zürcher Hochschulen, für die der Kantonsrat 10 Millionen Franken jährlich im Zeitraum von 2020 bis 2029 für die Zürcher Hochschulen zugesprochen hat. «Gleichzeitig haben wir in den letzten zwei Jahren über 10 Millionen Franken in diesem Bereich gekürzt», konstatiert Sadriu.

Sie hat das Gefühl, dass ein Teil des Kantonsrates zweigleisig fährt. «Einerseits möchte man als Digitalisierungsheld*in dastehen. Andererseits will man den Umsetzungsaufwand nicht wahrhaben und streicht digitalisierungsrelevante Aspekte aus dem Budget.» Klar ist, dass eine digitalisierte Lehre, die auf alle Beteiligten Rücksicht nimmt, nötig ist. Dafür brauche es finanzielle Mittel, unterstreicht Sadriu: «Die Bildungsdirektion und die Hochschulen zeigen in der Corona-Krise einerseits auf, dass man anders unterrichten kann. Andererseits wurde auch deutlich, wo Probleme vorhanden sind. Ohne finanzielle Mittel können wir diese nicht beheben.» ◇

Fairer Lohn – get ready!

Der Bundesrat hat die Änderung des Gleichstellungsgesetzes zur besseren Durchsetzung der Lohngleichheit auf den 1. Juli 2020 in Kraft gesetzt. Unternehmen mit mehr als 100 Arbeitnehmenden müssen die erste betriebsinterne Lohngleichheitsanalyse bis spätestens Ende Juni 2021 durchführen. Da in der Schweiz noch viele Frauen von Lohnungleichheit betroffen sind, eröffnen sich mit diesen Änderungen neue Chancen auf einen fairen Lohn für alle.

Worauf muss ich beim Gehalt achten?

Das Salär ist, bis zu einem gewissen Masse, Verhandlungssache. Es gibt jedoch einige Faktoren, welche Ihren zukünftigen Lohn beeinflussen werden.

Lohnfaktoren:

Faktoren des Unternehmens

- Branche, Grösse
- Region
- Finanzlage, Lohnsystem

Faktoren Bewerber*in

- Ausbildung, Studienrichtung,
- Berufs- und Branchenerfahrung
- Auslandsaufenthalt, Sprachen, Alter, ausserberufliche Erfahrungen

Auf dem Weg zum (ersten) Job ist es wichtig, die eigenen Stärken zu kennen.



9 Schritte auf dem Weg zum (neuen) Beruf:

1. Eigene Fähigkeiten, Erfahrungen, Leistungen und Potential kennen und darlegen können
2. Kompetenzen mit Stellenangebot abgleichen
3. Bewerbung schreiben
4. Vor dem Vorstellungs- oder Lohngespräch Löhne in der Branche und auf dieser Hierarchiestufe recherchieren: z.B. durch Lohnrechner, Gespräche mit Kolleg*innen
5. Klare Lohnvorstellung haben
6. Gespräch üben: vor dem Spiegel oder mit Kolleg*innen
5. Während dem Vorstellungs- oder Lohngespräch selbstsicher und möglichst entspannt auftreten: das Gegenüber möchte überzeugt sein und vor allem eine gute Fachperson einstellen
7. Eigene Stärken, Leistungen und Erfahrungen kennen und aktiv ansprechen
> das macht Sie nicht arrogant!
8. Lohnfrage «zurückspielen» und fragen, was für die Stelle vorgesehen ist
9. Auftrittskompetenzen zeigen: Glaubwürdigkeit, Haltung und Einstellung, Körper- und Stimmausdruck, sowie die allgemeine Erscheinung). Auftrittserfolg hängt zu 90% davon ab, wie etwas gesagt wird.

Tipps zum Lohngespräch

Bereiten Sie sich immer auf Lohnfragen vor, sie werden früher oder später auftauchen. Stellen Sie selbst Fragen zum Lohnsystem und der Lohnentwicklung.

Analysieren Sie Ihre Erfahrungen und Ihr Wissen sachlich und benennen Sie diese aktiv.

Verhandeln Sie nach der prinzipiengeleitete Harvard Methode «soft on person, hard on facts.»



Die Umfrage zu Disziplinarverstössen wurde Ende Februar verschickt.

«Suggestive Befragung» sorgt für Irritation

Die Uni erntet Kritik für eine Umfrage zu Disziplinarverstössen.

Carlo Mariani (Text)

Sumanie Gächter (Bild)

Am 17. März machte der Verein Demokratische Juristinnen und Juristen Zürich (DJZ) in seiner Mitgliederinfo auf eine «merkwürdige Umfrage» der Uni Zürich aufmerksam. Die DJZ kritisieren die Befragung, die Ende Februar an alle Angehörigen der Uni versendet wurde. Dabei gehe es gemäss Umfrage darum,

ein Meinungsbild über die verschiedenen Sanktionen bei Disziplinarverstössen zu erfassen. An dieser Befragung beanstanden die DJZ, sie sei «kein konstruktiver Beitrag zu einer sachlichen Diskussion darüber, ob und in welchem Mass solche Disziplinarstrafen gerechtfertigt sind». Bei der Kritik geht es indirekt um die vom Universitätsrat verabschiedete Revision der Disziplinarverordnung der Uni.

Dagegen hat der VSUZH im Juli letzten Jahres Beschwerde eingereicht. Die revidierte Verordnung sieht neu gemeinnützige Arbeit und Geldstrafen bis zu 4'000 Franken als mögliche Sanktionen gegen Disziplinarverstösse vor. Das Urteil des Verwaltungsgerichts Zürich ist noch hängig und wird mit Spannung erwartet.

Umfrage lenkt vom Wesentlichen ab

Daher irritiert der Zeitpunkt der Umfrage die DJZ. Der Verein erklärt, die Befragung sei «suggestiv, indem sie keine umfassenden Antwortmöglichkeiten gewährt und es nicht möglich ist, sich gänzlich gegen Strafen auszusprechen». In der Befragung

kann bei fiktiven Fällen von Disziplinarverstössen die Schwere des Verschuldens von «äusserst leicht» bis «äusserst schwer» eingestuft und eine Strafmassnahme vom schriftlichen Verweisen bis hin zur Exmatrikulation ausgewählt werden.

Christian Schwarzenegger, Strafrechtsprofessor und Mitverantwortlicher für die Befragung, reagiert auf den Vorwurf, dass es indirekt um die revidierte Disziplinarverordnung gehe: «Wir sind schon im Zusammenhang mit der Reform der Disziplinarverordnung auf die Idee gestossen, aber eigentlich geht es um eine wissenschaftliche Fragestellung.» Die Ergebnisse sollen seiner Forschung als Kriminologe dienen. Schwarzenegger, der gleichzeitig auch als Prorektor in der Unileitung sitzt, dementiert jegliche unipolitische Motivation der Umfrage: «Die Befragung ist nicht von der Universitätsleitung veranlasst worden, sondern folgt rein wissenschaftlichen Interessen.»

Keine «demokratische Legitimation»

Beim VSUZH sorgte die Umfrage für Überraschung, wie Alia Slater aus dem Vorstand erklärt: «Wir hätten es begrüsst, wenn man uns im Vorfeld der Befragung informiert hätte. Wir hatten gehofft, dass nach der unbefriedigenden Situation im Sommer bezüglich der Disziplinarverordnung eine erneute Bearbeitung des Themas mit mehr, nicht mit weniger Zusammenarbeit laufen würde.»

Auch Isaias Moser, Mitglied des VSUZH-Rats, sieht das Vorgehen kritisch und bemängelt, dass «die Befragung uns als Forschungsprojekt angepriesen wird, dabei wissen viele wahrscheinlich nicht, dass Christian Schwarzenegger in der Unileitung sitzt und an vorderster Front für die Revision der Disziplinarverordnung gekämpft hat.» Ob und wie die entsprechende Publikation zu einem späteren Zeitpunkt in die Debatte eingebracht wird, wird sich noch zeigen. Doch Strafrechtler Schwarzenegger beschwichtigt: «Eine Befragung gibt immer nur Hinweise über die Meinungen der Bevölkerung. Es muss aber immer eine Debatte stattfinden, was rechtlich Sinn macht und mit unseren Wertvorstellungen übereinstimmt.» Die DJZ jedenfalls meinen schon jetzt, die Befragung könne in der Form «nicht der «demokratischen Legitimation» irgendwelcher Art von Strafen an der Uni Zürich dienen». ♦

Frau Gsell, ist die Männlichkeit in einer Krise?

Kommt darauf an, was man unter «Männlichkeit» versteht. Wenn man damit den gesellschaftlichen Stereotyp von Männlichkeit meint, so lautet die Antwort: Nein, dieser Stereotyp ist leider keineswegs in der Krise. Er ist in uns allen, Männern wie Frauen, nach wie vor hartnäckig wirksam, und zwar gänzlich unbewusst und somit auch dann, wenn wir meinen, davor gefeit zu sein. Eindrücklich nachgewiesen hat das die Sozialpsychologin Alice Eagly: Bei Stellen, für deren Ausübung sogenannte «agentive demands», also aktive, handlungsorientierte Eigenschaften mit einem bestimmten aggressiven Durchsetzungsvermögen verlangt sind, haben Bewerberinnen signifikant weniger gute Chancen, weil man diese Eigenschaften unbewusst mit Männlichkeit assoziiert und deshalb eher Männern zuschreibt. Umgekehrt haben bei Stellen, die sogenannte «soft skills» wie Zuhören, Kommunizieren oder Pflegen etc. erfordern, Bewerber nach wie vor schlechtere Chancen.

Man kann die Frage aber auch anders verstehen: Hat Männlichkeit heute einen schlechten Ruf? Steht sie unter dem Generalverdacht, «toxisch» zu sein? Diese Tendenz gibt es in bestimmten Kontexten tatsächlich. Auch hier würde ich hinzufügen: leider. Denn der Begriff der «toxischen Männlichkeit» funktioniert genau gleich wie der oben beschriebene Stereotyp, nur wird Männlichkeit jetzt ausschliesslich mit Aggressivität assoziiert und negativ bewertet. Männer werden jedoch nicht wegen ihrer Männlichkeit zu Tätern, sondern häufig, weil sie etwa in einer psychischen oder sozialen Krise sind.

Dr. Monika Gsell ist Dozentin für Gender Studies an der Universität Zürich.

Zürcher Studierendenzzeitung

99. Jahrgang
Ausgabe 2/21
www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Geschäftsleitung

Jonathan Progin
jonathan.progin@medienverein.ch

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47
5600 Lenzburg
www.2047.agency

076 441 08 00
timothy.walder@medienverein.ch

Redaktionsschluss 3/21: 30.04.2021

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

26'678 (WEMF 2020), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Student*innen der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion

Stephanie Caminada [ste], Dominik Fischer [fis], Sumanie Gächter [sum], Lukas Heinser [hel], Carlo Mariani, Nuria Tinnermann, Kai Vogt

Mitarbeit

Camilla Bellman [cab], Anna Luna Frauchiger, Gregor Gajdos [gaj], Maike Harder [mai], Lisa Horrer, Kate Maier, Emika Märki, Vy Linh Nguyen, Roxane Steiger

Bilder und Illustrationen

Stephanie Caminada, Dominik Fischer, Sumanie Gächter, Maike Harder, Lukas Heinser, Vy Linh Nguyen

Aufschlag

Sumanie Gächter

Lektorat

Adrienne Walder
korrektorin@medienverein.ch

Produktionssong #2/21

Pronto – Priceless

Nachgefragt – An dieser Stelle
beantworten Profs brennende Fragen.





Tinnermann

Tunnelblick

Abkürzung — Der schnellste Weg von Wiedikon zur Enge führt durch den rot-gelb-grauen Velotunnel. Eine Durchfahrt lohnt sich aber auch ohne Grund. Denn bereits nach wenigen Metern im Tunnelinnern verliert man jeden Bezug zur Aussenwelt: Egal ob Tag oder Nacht, Winter oder Sommer – der Tunnel ist immer in angenehm kühles Neon-Licht getaucht. Draussen könnte also eine weltweite Pandemie wüten, im Tunnel würde man nichts davon mitbekommen. Zumindest für ein paar Minuten.

Velotunnel bei der Enge



Vogt

Heitere Melancholie

Abtauchen — Nach dem Buch ist bekanntlich vor dem Buch – und hier sogar vor dem gleichen. Denn die zeitlosen Geschichten des Schweizer Autors Markus Werner sind so gut, dass ich sie gleich zweimal lesen wollte. Seine Werke, die sich durch verzweifelte Selbstironie und Lebensklugheit auszeichnen, sind allen wärmstens zu empfehlen, die durch eine nicht pathetisch klingende, aber tiefgehende Lektüre kurz dem Pandemiealltag entschwenden wollen.

Markus Werner, z.B. «Zündels Abgang»



Heinser

Travis Scott der Schweiz

Mundart — Ein Freund hat ihn mir kürzlich gezeigt – den Solothurner Trap-Künstler Pronto. Seine Musik hat internationalen Flair: An Songwriting, Produktion und Wortkunst steht er dem Giganten Travis Scott in nichts nach. Dabei rappt Pronto auf Schweizerdeutsch, ohne «uncool» zu wirken. Begleitet werden die Texte von fetten Beats, stimmungsvollen Klangkulissen, eingängigen Melodien und gekonnt eingesetztem Autotune. Skrrr!

Pronto, auf allen Streamingplattformen



Gächter

Zeitlos

Game — Mein Bruder hat mir wegen Anschaffung eines neuen Modells seinen alten Nintendo DS vererbt – samt all seinen Spielen. Am liebsten mochte ich Harvest Moon. In diesem japanischen Game steuerte ich meinen Avatar durch ein buntes Inselreich, pflügte meinen Acker und kümmerte mich um meine Hoftiere. Letztens habe ich den Nintendo wieder zum Leben erweckt und siehe da: Der kleine Bauernhof ist immer noch so, wie ich ihn verlassen hatte. Als wäre ich nie weg gewesen.

Harvest Moon, Magical Melody



Caminada

Beschwipst

Sprit — Trinker*innen «neigen zwar zur Akrobatik [...], aber das wie im Übermut, denn vor allem ist ihre Phantasie beflügelt», erkannte Dürrenmatt. Er war Trinker und vertrug angeblich Unmengen von Wein. Dennoch hat ihm die Kronenhalle einen Drink gewidmet: Whiskey, Lillet, Grand Marnier, Eis und Orangenschale. Dürrenmatt lud stets andere zu seinen Sternstunden ein. Dieses Jahr wäre er 100 geworden und so wird der «Dürrenmatt» zu meinem Frühlingsdrink.

«Dürrenmatt», selber mixen



Fischer

Gekonnt platziert

Kugeln — Ein Spiel, das sich unter freiem Himmel spielen lässt, ohne ins Schwitzen zu kommen, potentiell mit einem Bier in der Hand? Das nicht teuer ist und Spass macht? Das muss Boule sein. Vorbei sind die Zeiten, wo das Spiel als Altherrensport galt. Wer jung und hip ist, hat sechs grosse und eine kleine Kugel im Rucksack dabei und sucht sich zwischen Kanzlei-Areal und Josefwiase eine der zahlreichen Kies-Bahnen, um mit Freund*innen die Feierabend-Sonne zu geniessen.

Boule-Set, circa 25 Franken



Mariani

Slang

Wort — Sie leben in den Altbauwohnungen von St. Michel, dem Viertel in Bordeaux, wo die Gentrifizierung genauso schnell voranschreitet wie im Zürcher Kreis 4. Sie rasen lässig gekleidet auf Longboards oder Vintage-Rennvelos durch die Strassen, sind aber keine Hipster und heissen «Bourgeois-bohèmes» – kurz «bobos». Ein tolles Wort, wie ich finde, das auch gut als Adjektiv gebraucht werden kann, wenn etwas eben «bobo» ist.

Passend im Sprachgebrauch einbauen

Im Optimierungswahn



TO DO

- mediteren
- joggen
- journaling
- power nap
- work work
-





Apollon und Co. im Fitnessstudio: Gegen die Götter kommt man auch in Sachen Selbstoptimierung nicht an.

Muss ich mein Leben ändern?

In der Pandemie schlug die goldene Stunde der Selbstoptimierung. Dabei begleitet sie uns schon seit Jahrtausenden.

Dominik Fischer (Text)

Sumanie Gächter (Collage)

Die Individualisierung der Lebensverhältnisse ist eine der krassesten Folgen der derzeitigen Pandemie: Soziale Kontakte sind eingeschränkt, Arbeit findet zuhause statt, Sport im Alleingang, Prüfungen vor dem PC, und das Abendessen bestellt man sich vor die Haustür. Gerade diese Individualisierung der Lebensverhältnisse ist gemäss dem renommierten Soziologen Ulrich Beck einer der zentralen Grundsteine für die Selbstoptimierung. Wenn in unseren Zeiten das Individuum für Erfolge und Misserfolge verantwortlich scheint, so gilt es logischerweise auch, das Individuum – das Selbst – zu optimieren, um Erfolge zu garantieren. Kein Wunder also, dass die Pandemie die drängende Frage der Selbstopti-

mierung im Gepäck hatte. Sie stellte uns vor die Aufgabe, neue Alltagsstrukturen zu schaffen, oder die alten Strukturen coronakonform zu transformieren.

Kurz: Die Pandemie machte Tabula rasa, Alltag und Zeitmanagement wurden neu durchmischt. Damit mag sie uns zugleich die Chance geben, nicht nur von unseren Gewohnheiten besessen zu sein, sondern sie auch zu besitzen, wie es der deutsche Star-Philosoph Peter Sloterdijk gekonnt ausdrückt.

Was bezweckt die Selbstoptimierung?

Der Frage der Selbstoptimierung – an sich ein Unwort, das ökonomische Management-Prozesse auf einzelne Subjekte anwendet – liess sich in diesem

Kontext kaum noch aus dem Weg gehen. Zeit also, das Phänomen historisch etwas einzuordnen. Die Arbeit an sich selbst ist kein brandneues Thema der Menschheitsgeschichte. Michel Foucault widmete sich in seinem Spätwerk intensiv den «Selbsttechniken» und identifiziert deren Ursprung unter anderem im platonischen Dialog «Alkibiades».

Im alten Griechenland war die Arbeit an sich selbst und die «Lebenskunst» der reichen männlichen Elite vorbehalten, während sie heute zu einem Massenphänomen geworden ist. Zudem diente sie der Erkenntnis: Nur wer sich richtig in Form brachte, war empfänglich für die Wahrheit. Auch die religiösen Selbsttechniken – Körperübungen, Hunger-Askese und Reinigungsrituale – dienten dieser Empfänglichkeit für die (göttliche) Wahrheit. Foucault definiert Selbsttechniken deshalb als Operationen am Körper oder der Seele des Einzelnen, «mit dem Ziel, sich so zu verändern, dass er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt».

Die Trickerei des «Enhancement»

Nach welchen Werten streben wir heute, wenn wir an uns selbst arbeiten? Bei den globalen Eliten gibt es eine regelrechte Obsession mit der von Foucault angesprochenen Idee der Unsterblichkeit. So wird die Forschung zum Stopp des Alterns seit geraumer Zeit mit Silicon-Valley-Milliarden vollgepumpt. Neben die Suche nach der optimalen Ernährung haben sich Zellbehandlungen und Hormontherapien gesellt. Das passend bezeichnete Unternehmen «Ambrosia» bietet Blutinfusionen an, in denen sich alternde Millionär*innen für stolze Preise (5500 Franken für einen Liter) jugendliches Blut einfließen lassen können. So kommen die Superreichen den mittelalterlichen Vampir-Herzogen noch näher.

Solche Praktiken würde Peter Sloterdijk nicht gutheissen. In seinem Buch «Du musst dein Leben ändern» unterscheidet er deshalb die übenden Anthropotechniken, die wir alle in der einen oder anderen Form ausführen, von einem weiteren jüngeren Unwort: dem «Enhancement». In Chirurgie, Wellness, Doping, Microdosing und Technologie suchen Menschen eine Abkürzung, wo «Selbstoptimierung» ohne mühselige Arbeit gelingen soll. Dabei wird zwar optimiert, doch bleibt das «Selbst» auf der Strecke, denn das «Ich», das hier optimiert wird, verkommt zum wissenschaftlichen Versuchsobjekt ohne subjektives Erlebnis. Für das Enhancement, das ohne Übung und innere Verwandlung auskommt, gilt das berühmte Sprichwort des Dichters Arthur Rimbaud: «Ich ist ein anderer». Das Selbst verkommt zur Ware, deren Marktwert es zu steigern gilt.

Die Erde als asketischer Stern

Entgegen dem passiven «Enhancement» entwirft Sloterdijk eine Menschheitsgeschichte anhand von

Übungen – auf Griechisch: Askesen. Der Mensch ist der, der übt. Schon Nietzsche sprach von unserem Planeten als dem «asketischen Stern». Die griechische Askese war dabei unterteilt in «gymnasia» und «melete», also Körper- und Psychotechniken. Und: Sie lag fest in der Hand der Religion. Erst mit dem 20. Jahrhundert taucht die menschliche Übung gänzlich säkular und entspiritualisiert auf: als Sport, beziehungsweise Training.

In der Rückkehr der Olympischen Spiele 1896 steckt noch die Wurzel des göttlichen Olymps, jedoch wurde die Rolle der Götter im Sport immer unwichtiger. Dabei sind neue Jobs entstanden: Trainer*innen und Coaches, Psycho- und Physiotherapeut*innen sind Phänomene der Neuzeit, die den Priester als ständigen Ratgeber und Kontrolleur zu ersetzen vermögen. Gleichzeitig bilden unsere medialen und sportlichen Superstars einen atheistischen Olymp. Sloterdijk weist darauf hin, dass die griechischen Götter nicht nur als geistige Vorbilder dienten. Wer schon einmal eine Statue Apollons betrachtet hat, weiss: Die alten Götter waren «shredded». Sie dienten als athletische Inspiration, genauso, wie es heute unsere Fitness-Influencer*innen tun, denen gegenüber sich viele als unwürdig, schuldig, defizitär zu erleben scheinen.

Für wen die ganze Arbeit?

Bei den unzähligen Optimierungsstrategien ist es kein Leichtes, Gesundheit und Krankheit zu unterscheiden: Während Detox und Intervallfasten als gesund gelten, würde wohl kaum jemand Essstörungen als selbstoptimierende Praktiken beschreiben. Sport kann befreiende Körpergefühle bewirken, doch kann er zum neurotischen Zwang werden, wenn man sich dem permanenten gesellschaftlichen Druck zur Fitness ausgesetzt sieht. Es stellt sich deshalb die wesentliche Frage: Für wen macht man das ganze Theater, für wen arbeitet man an sich selbst? Unterwirft man sich durch Selbstoptimierung den strengen Gesetzen eines Gesellschaftssystems? – Foucault weiss, dass dies genauso gut der neoliberale Druck zur Optimierung und Performance-Steigerung sein kann wie der christliche Druck zur religiösen Disziplin und Beichte. Oder kann sich die Sorge um sich selbst dem machtvollen Fremdzugriff auf das eigene Leben entgegensetzen?

Üben und Arbeiten passiert allzu oft unter fremder Herrschaft, fast jede Praxis der Selbstsorge und -optimierung kann befreiend oder neurotisch wirken, stärkend oder schwächend, emanzipierend oder unterwerfend. Nur wenn die Arbeit an sich selbst wie im antiken Griechenland mit dem Imperativ «Erkenne dich selbst» einhergeht, wenn uns die Selbsttechniken also dazu dienen, uns selbst besser kennenzulernen und zu verstehen, und wir dabei nicht den Erwartungen von aussen nachgeben, werden wir für die Arbeit auch wirklich belohnt. ◇

«Überwindung ist ein zentrales Thema»

Ist das Streben nach Superlativen die Lösung? Life-Coachin Helena Hefti steht Rede und Antwort.

Nuria Tinnermann (Interview)

Frau Hefti, Sie arbeiten mit der Wim-Hof-Methode, also mit Atemübungen und Kälte-Exposition. Sie bringen Menschen buchstäblich bei, ins kalte Wasser zu springen. Warum?

Jeder Coach hat einen Werkzeugkoffer. Die Wim-Hof-Methode ist eines meiner Werkzeuge, weil es sehr effektiv ist. Warum Menschen am Kurs teilnehmen, ist eine andere Frage. Wie man sich selbst überwindet, ist sicher für viele ein wichtiges Thema. Aber auch der Wunsch, Lösungen für ein bestimmtes gesundheitliches oder psychisches Problem zu finden, kann ein Grund sein. Oder einfach Neugier und die Lust, Neues auszuprobieren.

Fast alle Selbstoptimierungs-Methoden brauchen Überwindung. Aber warum soll man sich überhaupt überwinden, ins kalte Wasser zu springen?

Der springende Punkt ist, dass es eigentlich nicht schwierig ist. Am Anfang haben viele Respekt, weil wir gelernt haben, dass Kälte nicht gut tut. Sobald man drin ist und sich auf seine Atmung konzentriert, gewöhnt man sich schnell daran. Danach fühlt man sich glücklich und gelassen. Die Methode ist eine Abkürzung, um schnell ein positives Gefühl zu erlangen.

Das Erlernen von solchen Methoden kann dazu führen, dass wir stressige Lebenssituationen weniger hinterfragen und nur noch an unserer Resilienz feilen. Macht uns Selbstoptimierung zu weniger kritischen Menschen?

Nicht unbedingt. Eigentlich geht es nach meinem Verständnis vor allem darum, zu lernen, die eigene Reaktion besser steuern zu können. Dabei übt man, sich in stressvollen Situationen wie Kälte zu entspannen und bewusst auf unsere Atmung zu achten. So kann man nach einer Zeit auch im Alltag besser mit fordernden Situationen umgehen.

«Am besten tut einem das, worauf man Lust hat» ist eine verbreitete Einstellung. In den Selbstoptimierungs-Methoden scheint oft das Schaffen von Strukturen im Zentrum zu stehen. Kann man sein Leben nicht auch meistern, in dem man das tut, auf das man Lust hat?

Ich empfehle eine Methode zu wählen, von der man sich auf irgendeine Art und Weise angesprochen

fühlt und auf die man Lust hat. Ich strukturiere meinen Alltag nicht starr, aber ich plane trotzdem bestimmte Aktivitäten ein, von denen ich weiss, dass sie mir gut tun. Dazu gehören morgendliche Atemübungen. Je mehr ich leisten will, desto bewusster teile ich mir den Tag ein. Denn man ist immer wieder in Situationen im Leben, während denen solche Strukturen hilfreich sein können. Beispielsweise wenn man als Studierende auf eine Prüfung lernen muss.

Ziel solcher Techniken ist es, zufriedener zu sein. Haben wir verlernt zufrieden zu sein, auch wenn wir mal nichts «Produktives» getan haben?

Die Illusion liegt darin, zu denken, dass ich zufrieden bin, wenn ich etwas erledigt habe. Ich kann mir auch vornehmen, an einem Tag nichts zu machen. Dieses Ziel kann ich auch erreichen und es ist genauso erstrebenswert wie jedes andere. Das Problem liegt meines Erachtens öfter bei der Zielsetzung.

Wenden Sie all ihre Methoden in ihrem Alltag selbst an? Oder duschen Sie auch mal heimlich warm?

Ja, eigentlich schon (lacht). Zwar nehme ich vielleicht mal ein warmes Bad, im Anschluss dusche ich aber trotzdem kalt. ◇



Zur Person
Helena Hefti hat 2013 die Coaching-Ausbildung abgeschlossen und arbeitet seither Teilzeit als Life-Coachin und als Qualitätsmanagerin beim Bund. Sie gehört zu den Schweizer Wim-Hof-Coaches der ersten Stunde.

«Selbstoptimierung orientiert sich oft an Effizienzsteigerung»

Studis äussern sich zum Streben nach dem besseren Selbst.

Nuria Tinnermann (Interviews) und Sumanie Gächter (Illustrationen)

Claudius studiert Wirtschaftswissenschaften im Master an der Uni Zürich

«Ich versuche regelmässig zu meditieren und Krafttraining zu machen und ernähre mich nach den Zeitfenstern des «Intermittend Fasting». Dadurch fühle ich mich ausgeglichener, energetischer und gesünder. Dass ich so das Risiko verkleinere, krank zu werden, motiviert mich zusätzlich. Beeinflusst haben mich unter anderem Bücher oder Studien über gesundheitliche Erkenntnisse und über Menschen aus anderen Kulturen, die aufgrund ihrer Lebens- und Ernährungsweise glücklicher sind. Das finde ich erstrebenswert. Schliesslich wollen wir das alle.»



Olivia studiert Geographie im Bachelor an der Uni Zürich

«Selbstoptimierung bedeutet für mich, mit sich selbst Zeit zu verbringen und mich mit meinen Gedanken zu befassen. So habe ich genügend Energie, um mich auch mit Problemen und Überlegungen anderer Menschen auseinanderzusetzen. Es muss dabei also nicht nur um einen selbst gehen. Ich verfolge aber keine konkrete Strategie in Form von Ritualen, da ich meine Tage nicht gross durchstrukturiere. Ich habe aber gemerkt, dass man gewisse Tätigkeiten auch erst durch ihre regelmässige Ausübung zu schätzen lernt. So geschehen gewisse Dinge auch einfach natürlich, zum Beispiel dass ich mich am Morgen bevor ich meinen Tag beginne auf irgendeine Art und Weise bewege.»

Timon studiert Psychologie im Master an der Uni Zürich

«Im ersten Moment klingt der Begriff «Selbstoptimierung» nach etwas Zwanghaftem oder Kompetitivem. Für mich beinhaltet er aber in erster Linie den Wunsch, das eigene Potenzial entfalten zu wollen. Das muss gar nicht zielorientiert sein, denn es geht nicht darum ein Optimum zu erreichen. Der Prozess steht im Zentrum. In Selbstoptimierungsritualen setzt man sich bewusst gewissen Stressoren aus. Das kann durch kaltes Duschen oder Saunabesuche geschehen, aber auch durch psychische Herausforderungen, etwa wenn man sich im Kontakt mit Menschen aus der Komfortzone herauswagt. Wenn man sich an diese Grenzen traut, kann man sich von dort aus immer weiterentwickeln.»



Linda studiert Kunst im Bachelor an der ZHdK

«Selbstoptimierung fängt für mich dann an, wenn die eigenen Grundbedürfnisse bereits gestillt sind. Es ist quasi ein Zusatz und nicht zum Überleben notwendig. Ab wann etwas in diese Kategorie fällt, ist aber schwer zu sagen. Für mich hängt der Begriff auch mit dem äusseren Erscheinungsbild zusammen. Ich selbst optimiere mich aber vor allem psychisch, indem ich meine Gedanken schriftlich reflektiere. Auch wenn ich mich vom Begriff lieber distanzieren möchte. Denn was mich daran stört ist, dass greifbare Parameter der Selbstoptimierung sich oft an Effizienzsteigerung orientieren. Das ist nicht mein Ziel. Ich will keine Abläufe vereinfachen, sondern eher meinen Horizont erweitern und neue Verbindungen schaffen.» ♦





Sport ist fixer Bestandteil eines optimierten Tagesablaufs.

Studie in Selbststählung

Durchoptimierte Tage sind im Trend. Doch wie fühlen sie sich wirklich an?
Ein Experiment.

Lukas Heinser (Text)

Dominik Fischer (Bilder)

Aus irgendeinem Grund habe ich mich von meinen Co-Redaktor*innen dazu überreden lassen, ein einwöchiges Experiment in «Selbstoptimierung» zu unternehmen. Als ich am Montagmorgen um 7 Uhr aufstehe, kann ich mich nur knapp auf den Füßen halten. Für einen Germanistikstudenten ist das eine viel zu frühe, gottlose Zeit. Während den nächsten Tagen wird das der Standard sein. Genauso wie eine Reihe anderer Disziplinübungen, die Menschen im Namen der Selbstoptimierung unternehmen.

Wie viele unserer Generation bin ich nicht komplett unerfahren, was das Thema angeht. In gewissen Zeiten habe ich viel meditiert, teilweise Yoga gemacht. Sport gehört bei mir auch regelmässig dazu.

Aber das alles täglich mit fix geplanten Uhrzeiten? Das ist neu. Bei der Vorstellung graut es mir ein bisschen – ich mag keine strikte Tagesordnung, sie engt mich ein. Für die kommende Woche ist jeden Tag eine kalte Dusche, Meditation, Tagebuch führen, intermittierendes Fasten und Sport angesagt.

Aller Anfang ist schwer

Vom Bett aus taumle ich ins Badezimmer und stehe unter die Dusche, zuerst schön warm. Für die letzten 30 Sekunden drehe ich auf eiskalt. Der Schock fährt durch alle Glieder und verschlägt mir kurz den Atem. Von einem Moment zum andern bin ich hellwach. Schlotternd steige ich aus der Dusche und packe

mich in Kleider ein. Als nächstes folgen 15 Minuten Meditation. Ich erinnere mich an einen besuchten Kurs in Transzendentaler Meditation – einer Technik des Beatles-Gurus Maharishi Mahesh Yogi. Ich habe damals ein persönliches Mantra erhalten, das man gemäss der Tradition niemandem verraten darf und das ich nun bei geschlossenen Augen in Gedanken wiederhole. Wie üblich weigert sich im Kopf zuerst alles gegen das erzwungene Stillstehen, dann kommen die Gedanken zur Ruhe und ein angenehmer Frieden stellt sich ein. Als nächstes steht «Journaling» auf dem Plan: Der aktuelle Trend, eine Art Tagebuch zu führen. Tausende Youtube-Videos wurden darüber schon gedreht und es gibt so viele Arten, es zu tun, dass man gar nicht nachkommt. Ich habe mich dafür entschieden, die Methode eines Fitness-Youtubers anzuwenden und jeden Morgen meine wichtigsten Tagesziele und drei Dinge, für die ich dankbar bin, aufzuschreiben.

Als ich den Stift ansetze, verdrehe ich die Augen, versuche die Aufgabe aber doch ernst zu nehmen und notiere: Wochenplan machen, Telefonate führen, in die Bibliothek gehen und so weiter. Dankbar bin ich an diesem Tag für meine Freunde, meine Eltern und mein Hobby, Musik zu machen. Dann geht es in die Bib – um 9 Uhr bin ich dort und ein wenig stolz, nun zu den wenigen Tüchtigen zu gehören, die mich beim Reinkommen aus müden Augen anstaren. Essen darf ich erst um 13 Uhr, 16 Stunden nach der letzten Mahlzeit. «Intermittent Fasting» nennt sich das und soll gemäss den Befürworter*innen zu einem ausgeglicheneren Metabolismus und höherer Lebenserwartung führen. Ausserdem soll man sich dadurch physisch und psychisch besser fühlen. Das Ganze ist aber ziemlich umstritten, die medizinische Beweislage eher dürftig. Zu Recht, denke ich, als nach einer halben Stunde Arbeit mein Magen zu knurren beginnt.

Zusätzliche Last statt Erleichterung

Am Ende des durchoptimierten Tages bin ich fix und fertig und schaffe die letzte Aufgabe nicht mehr: Sport. Erschöpft und ein wenig enttäuscht von mir selber steige ich ins Bett. Der Dienstag gestaltet sich ähnlich schwierig. Die kalte Dusche ist wieder ein Schock und danach ist mir während dem Zoom-Seminar ein bisschen schwindelig, ich frage mich, ob von der Dusche oder vom Mangel an Essen. Immerhin bewältige ich diesmal das gesamte Programm und mache am Abend eine zwanzigminütige Anfänger-Yoga-Session mit Hilfe der Youtuberin Mady Morrison. Es ist lange her, dass ich das letzte Mal Yoga gemacht habe, und ich mache wohl einige Dinge falsch. Denn danach fühle ich mich verspannter als zuvor.

Langsam kommt in mir die Sinnfrage auf. Immerhin wird das frühe Aufstehen ab Mittwoch leichter. Ausserdem fühle ich in gewissen Momenten eine Art Ego-Boost, wie den Stolz eines Kriegers, der seine

Pflichten erfüllt. Trotzdem überwiegt der Stress. Anstatt mir einen Ausgleich vom Alltag zu geben, stellen die täglichen Übungen weitere drängende Aufgaben dar, an die ich zusätzlich denken muss. Klar macht die kalte Dusche wach, die Meditation ein wenig ruhiger und das Tagebuch ein Gramm dankbarer. Dafür muss man aber täglich tausend Dingen nachrennen. Während den verbleibenden Tagen bleibt die Bipolarität bestehen: Einerseits bin ich stolz auf meine Disziplin, andererseits nimmt mir der strikte Tagesplan die Kreativität und den Raum zum Träumen. Ich frage mich mehr und mehr, ob das wirklich sinnvoll ist. Schliesslich möchte ich kein Roboter sein, der jeden Tag sein automatisiertes Programm abspult. Ich schaffe es auch nicht immer, alles zu erledigen, was ich mir vornehme, und fühle mich ein bisschen schuldig deswegen, was der inneren Zufriedenheit auch nicht gerade zugute kommt.

Am Sonntagabend überwiegen vor allem zwei Empfindungen: Erschöpfung und Erleichterung, dass es vorbei ist. Ich habe definitiv nicht vor, die Routine weiterzuziehen. Eine positive Folge wirkt aber noch über die Versuchswoche hinaus: Es hat sich ein gewisser Tatendrang eingestellt. Ich hänge weniger herum und packe meine Verpflichtungen schneller an. Vielleicht werde ich einen Kompromiss eingehen und einiges beibehalten. Auf Optimierung kann ich verzichten, aber ein wenig Besserung – why not? ◇



Auf Wiedersehen, Brockiland

Am 27. März öffnete das Brocki in Wiedikon sein Garagentor zum letzten Mal.

Vy Linh Nguyen (Text und Bild)



Zum Bedauern vieler Stöberfreudigen und Feilsch-Expert*innen muss das Brockiland in Wiedikon seine zahlreichen Sachen packen und umziehen. Grund dafür sind die anstehende Sanierung und die darauffolgende Umnutzung der unterirdischen Halle. Nach dem letzten Verkaufstag wird nun alles, was noch kein neues Zuhause gefunden hat, durchsortiert und auf die anderen zwei Standorte der

Firma in Dietikon-Fahrweid und Zufikon im Aargau verteilt. Auch für den Laden selbst sucht der Betrieb neue Räumlichkeiten in der Stadt Zürich, die mindestens tausend Quadratmeter und idealerweise eine Laderampe umfassen sollen. «Es tut mir weh, das Lokal in Wiedikon aufgeben zu müssen», erzählt Inhaberin Melanie Morf. Vor 41 Jahren eröffnete ihr Vater die Stöberstube, die sich seither an die

Spitze der Brockenhäuser Zürichs gearbeitet hat. Sie habe nun alle Hände voll zu tun mit den Aufräumarbeiten, halte aber immer die Augen und Ohren offen für Hinweise auf freiwerdende Ladenflächen, die den Kriterien entsprechen. «D Hoffnig stirbt z'letscht, gäll», sagt sie mit einem tapferen Lächeln, und auch ich hoffe mit ganzem Herzen, dass dies kein Abschied für immer ist. ♦



Sonja Wolfensberger (links) und Tanja Walliser (rechts) mit ihrem Team.

Zürich soll einfühlsamer werden

Das Projekt «Empathie Stadt Zürich» will mit konstruktiven Dialogen Veränderung bewirken.

Anna Luna Frauchiger (Text)

Seit Oktober 2020 führen Tanja Walliser und Sonja Wolfensberger, die Gründerinnen des Projekts «Empathie Stadt Zürich», Kurse in «gewaltfreier Kommunikation» (GfK) durch. Zu deren Techniken gehören empathisches Zuhören, ehrlicher Ausdruck und Selbstempathie. Vor zwei

Jahren nahm die Idee hinter «Empathie Stadt Zürich» ihren Anfang. Mittlerweile hat Walliser ihren früheren Job aufgegeben. Die GfK wurde zum Vollzeitprojekt.

Nebst Kursen bieten Walliser und Wolfensberger Weiterbildungen und Teambegleitungen an, etwa für politische Organisationen. «Als ich zum ersten Mal einen Workshop bei den beiden besuchte, dachte ich, es gehe nur darum, nett zu sein und einander gut zuzuhören», erzählt Myrta Grubenmann, Studentin an der Uni Zürich und ehemalige SP-Campaignerin.

Ein politisches Kommunikationsmittel

Dabei ist es die Kombination von gewaltfreier Kommunikation und politischer Arbeit, welche «Empathie Stadt Zürich» von anderen Angeboten unterscheidet. «Der Begründer der gewaltfreien Kommunikation, Marshall Rosenberg, verstand seine Methode immer als Mittel für sozialen Wandel», betont Walliser. Heute werde die GfK zu oft nur als individuelle spirituelle Praxis genutzt – das sei nie die Idee gewesen. Doch auch Kursteilnehmerin Gru-

benmann bestätigt, sie habe – nachdem sie die anfängliche Skepsis überwunden hatte – das Gelernte zuallererst auf sich anwenden können. Wenn sie wütend sei, frage sie sich, was genau sie Wut verspüren lasse und weshalb: «Das nimmt einem die Hilflosigkeit, die Wut auslösen kann, und erhöht die Frustrationstoleranz», so Grubenmann.

Besser auf sich selber zu hören, sei ein wichtiger Aspekt des Ansatzes, bestätigt Walliser. Dass Selbstempathie in den politischen Strukturen zu kurz komme, musste die ehemalige Gewerkschaftssekretärin und SP-Parlamentarierin am eigenen Leib erfahren: Sie erlitt vor einigen Jahren ein Burnout. «Es ist wichtig zu erkennen, dass wir auch als politische Aktivist*innen Teil der Leistungsgesellschaft sind», sagt sie. Mit «Empathie Stadt Zürich» wolle sie die gewaltfreie Kommunikation anwenden, um solche Muster zu erkennen und zu ändern. Walliser betont: «Wir wollen die GfK nicht nur verwenden, um uns selbst zu einem produktiveren Rad der Gesellschaft zu machen.» Es gehe auch darum, Wut produktiv nutzen zu können. «Die Frage ist, wie wir mit ihr umgehen. Entweder wir lassen uns von Wut auffressen und werden zynisch – oder wir nutzen sie als Antrieb für unsere Vision einer gerechteren Gesellschaft», so Walliser.

Hoffen auf den Dominoeffekt

Ihr Ziel, Zürich «zur empathischsten Stadt der Welt» zu machen, tönt ambitioniert bis anmassend. Die Gründerinnen erhoffen sich, dass ihre Kursteilnehmer*innen das Gelernte in ihr Umfeld zurücktragen. Die Vorstellung hat etwas Missionarisches – wird die gewaltfreie Kommunikation zum Heilsversprechen? Walliser spricht stattdessen von einer empathischen «Community», die sie aufbauen möchte.

Die gewaltfreie Kommunikation von «Empathie Stadt Zürich» ist nicht esoterisch, sondern kapitalismuskritisch. Im Sommer läuft die Aufbauphase ab und «Empathie Stadt Zürich» wird reguläre achtwöchige Kurse anbieten. Die Preise sind nach der Schenkökonomie gestaltet: Alle zahlen so viel, wie ihnen das Angebot wert ist. Walliser hat Respekt vor dem finanziellen Risiko: «Aber ich bereue die Entscheidung nicht. Ich kann zu hundert Prozent hinter der Vision stehen, gewaltfreie Kommunikation zum Bestandteil des politischen Aktivismus zu machen.» ◇

Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERI

SCHES NATIONALMUSEUM. MUSEE

NATIONAL SUISSE. MUSEO NAZIONALE

DE SVIZZERA. MUSEO NAZIONALE

DE LA SUISSE. MUSEO NAZIONALE

DE SVITZERLAND. MUSEO NAZIONALE

VIRUS-KRISE-UTOPIE

Bis 27.6.21

STAPFER
HAUS:

GE SCHL ECHT

jetzt entdecken

Die Ausstellung
im Stapferhaus
in Lenzburg
bis 31.10.2021

stapferhaus.ch

skyguide

HELP US TO ORGANISE THE SKY

Werde dipl. Flugverkehrsleiter(in) HF
Bewirb Dich jetzt für die Ausbildung!



Mindestanforderungen für die Eignungsabklärung:

- Matura oder Berufslehre mit eidg. Fähigkeitszeugnis (EFZ)
- Zwischen 18 und 30 Jahre alt
- Schweizer Staatsbürgerschaft von Vorteil
- Englisch auf Niveau B2

Besuche jetzt unsere Berufsinformveranstaltungen online:

www.skyguide.ch/job-info-events

in x t f @
with you, all the way.

Weitere Informationen:
www.skyguide.ch/future



Ziel der Stipendien ist, einen nachhaltigen Schaden der Kunstszene zu verhindern.

die Stadt hat viel mehr Post erhalten als erwartet: «Es waren 980 Gesuche in einer Gesamtsumme von fast 10 Millionen Franken», so die Stadtpräsidentin. Deshalb entschied die Stadt Ende März kurzerhand, den Geldhahn weiter aufzudrehen. Weitere fünf Millionen Franken wurden freigegeben.

Denn man wolle möglichst viele freie Künstler*innen und Künstlerinnen unterstützen, so die Kulturbeauftragte Kathrin Frey, die die Umsetzung der Arbeitsstipendien geleitet hat. Die Krux bei dieser Grosszügigkeit: Die individuellen Stipendienbeiträge, die für vier, fünf oder sechs Monate beantragt werden konnten, erlitten dadurch eine Kürzung von 30 Prozent. Nur so habe man die Unterstützungsquote auf 73 Prozent erhöhen können, so Frey. «Die individuellen Kürzungen können auch als gegenseitiger Solidaritätsbeitrag gesehen werden.» Konkret bedeutet dies für jemanden, der für sechs Monate Hilfsbeiträge beantragt hat, insgesamt einen Betrag von 8'400 anstelle von 12'000 Franken.

Stipendium allein reicht nicht

Nur damit über die Runden zu kommen, ist knapp. Doch die Beiträge seien nicht als Entschädigung für Einnahmeausfälle zu verstehen, erklärt Frey. Vielmehr ginge es darum, den freien Kulturschaffenden zu ermöglichen, während der Pandemie ihre künstlerischen Vorhaben weiterzuerfolgen. Dafür ausgewählt wurden schlussendlich 680 Stipendiat*innen nach inhaltlichen Kriterien wie «künstlerischer Qualität». Diese können das Arbeitsstipendium gleichzeitig zu anderen behördlichen Unterstützungsbeiträgen beziehen. Weiter setzt «die Vergabe eines Arbeitsstipendiums Covid-19» keinen Status als Selbständigerwerbende, die Mitglied einer Ausgleichskasse sind, voraus», wie die Stadt mitteilte. Damit wird eine wichtige Lücke zu den kantonalen Ausfallentschädigungen an Kulturschaffende geschlossen.

Das Arbeitsstipendium ist eine vorübergehende Hilfe für die Kulturschaffenden der Schweizer Kulturhauptstadt. Doch was, wenn die Pandemie anhält? «Wir sind immer so verfahren, dass wir die Entwicklung laufend genau beobachtet haben», so Stadtpräsidentin Mauch. Dies werde so beibehalten und – wenn nötig – neue Beschlüsse gefasst. ◇

Die Stadt hält ihre Kunst über Wasser

Die Stipendien der Stadt Zürich sollen Künstler*innen in der Pandemie Luft verschaffen.

Kai Vogt (Text)

Sumanie Gächter (Illustration)

Bekanntermassen leiden Künstler*innen besonders stark unter den Folgen der Corona-Pandemie: Projekte müssen abge sagt werden, wichtige Einnahmequellen brechen weg, das Geld wird knapp. Der Bund und die Kantone haben dafür verschiedene Massnahmen ergriffen, um

den Kultursektor am Leben zu erhalten. Von diesen Beiträgen ausgeschlossen waren dabei häufig individuelle Kulturschaffende, die keinen Status als Selbstständigerwerbende ausweisen konnten.

Hilfe für Kulturschaffende

Diese Lücke will die Stadt Zürich für die hier ansässigen Kulturschaffenden neu mit dem «Arbeitsstipendium Covid-19» füllen, dessen Hilfsbeiträge nun Ende März ausbezahlt wurden. «Das Ziel der Arbeitsstipendien ist das Abmildern eines nachhaltigen Schadens, der in dieser freien Kunstszene, die für Zürich sehr wichtig ist, durch die Pandemie angerichtet wird», erklärt Corine Mauch, Stadtpräsidentin von Zürich, im Gespräch.

Geplant war bei der Lancierung des Unterstützungsprojekts Ende 2020, 2,5 Millionen Franken, ein Viertel des gesamten Jahresbudgets für Kulturhilfen, zu vergeben – und zwar für freie Kulturschaffende aus den Sparten «Tanz und Theater», «Bildende Kunst», «Literatur», «Jazz Rock Pop» und «E-Musik». Doch

Gedankensprünge — Hochkonzentriert summt neben mir die erste Eintagsfliege 2021, sprudelt hinter mir aus Corona-Distanz der Wasserkocher, schlurft im Obergeschoss mein Mitbewohner ins Badezimmer, surrt vor mir der Computer und darauf... ja, auf der einladend-kuscheligen Tastatur schnurrt mein Kater. Er: ungestresst, ich: ungestresst, er: Team, ich: Work. Doch aus welchen Beweggründen hat mein Kater ausgerechnet die Tastatur als Schlafplatz erwählt? Möglicherweise war da nur der eine Wunsch, der allen Vierpfoten eigen ist: Der Wunsch nach Aufmerksamkeit.

Nach doch einigen Stunden Zoom-Erfahrung getraue ich mich zu behaupten, dass es einigen Studierenden nicht anders ergeht. Wir unterscheiden zwischen zwei typischen Verhaltensmustern. Zur ersten Gruppe gehören all jene, die gewollt auffallen möchten. Symptome dafür sind der exzessive Gebrauch der Handhebe-Funktion, der Daumen-nach-oben-Icons und das ungestüme Applaudieren, noch ehe die Referent*innen den Vortrag beendet haben.

Der zweite Typus verlangt mehr detektivisches Können. Hierfür muss man auf die geheimnisvollen Töne, die den nicht-ausgeschalteten Mikrofonen entweichen, achten. Gruppe zwei hegt nämlich nicht die Absicht aufzufallen. So kommentiert sie statt mit Emojis mit aufrichtig-herzlichen Gähn-Geräuschen die Vorlesung. Brot-Knuspern, Kaffee-Schlürfen und Balisto-Riegel-Papier-Rascheln häufen sich in den Nachmittags-Modulen. Ob gewollt oder nicht: Mit abnehmender Aufmerksamkeitsspanne nehmen die Raschelgeräusche hinter allen Bildschirmen zu.



Einfältige Virtuosen

Album — Greta Van Fleet wollen mit ihrem neuen Album, «The Battle At Garden's Gate», beweisen, dass sie mehr sind als ein Led-Zeppelin-Abklatsch. Trotz Kritik am hörbaren Einfluss der britischen Rock-Ikonen, war dieses Konzept für die Band in der Vergangenheit erfolgversprechend. Mit ihrem ersten Studioalbum schaffte es das Quartett aus Michigan 2018, sich auch in der Schweiz für fünf Wochen in den Charts zu halten. Ganz wie Led Zeppelin ist Greta Van Fleet eine klassische Rockband mit einem unverkennbaren Blues-Einschlag. Mit ihrem neuen Album sind sie diesem Stil treu geblieben.

«The Battle At Garden's Gate» beginnt mit dem Ohrwurm «The Heat Above», den die Band schon im Februar veröffentlichte. Dieser Song fasst zusammen, was vom restlichen Album erwartet werden darf: Wenig Text, dafür viele hoch gesungene Vokale und grandiose Gitarrenriffs. Obwohl Spotify-Algorithmen Lieder verkürzen und Künstler*innen dazu zwingen, in ihrer Musik schneller auf den Punkt zu kommen, passen sich Greta Van Fleet mit ihrer Musik nicht an. Lange Intros, Outros und Solos bleiben fester Bestandteil und Markenzeichen der Band. Gitarrist Jacob Kiszka und sein Bruder, Bassist Samuel Kiszka, zeigen in diesem Album, was sie können – für Fans von Bass und E-Gitarren ein Genuss, der durch die gute, wenn auch zurückhaltende Darbietung von Schlagzeuger Daniel Wagner gesteigert wird. Der Sänger Joshua Krizka stellt auch in diesem Album wieder sein Talent unter Beweis.

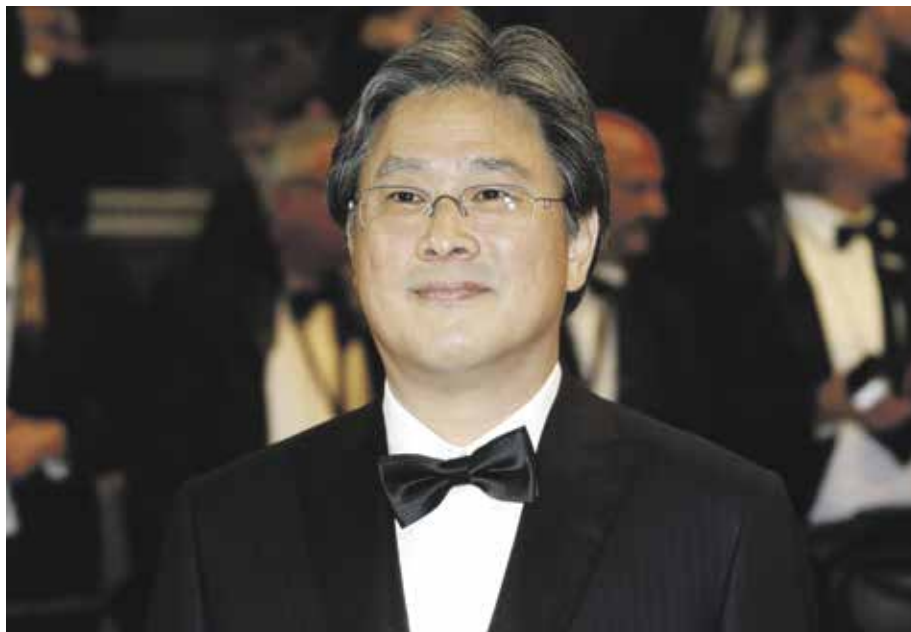
Doch sein effektvoller Gesang vermag nicht davon ablenken, dass es den Liedtexten der Band an Prägnanz und Wiedererkennungswert fehlt. Das häufige Wiederholen von lang gesungenen Vokalen erleichtert zwar das auswendige Mitsummen, wird aber schnell langweilig. Greta Van Fleet kennen ihre Instrumente und können auf ihnen komponieren. Doch das Album leidet unter den spärlichen Bemühungen um den Text. Eine Ausnahme stellt der Titel «Broken Bells» dar, der nicht nur mit einem beeindruckenden Solo überzeugt – die hohen Vokalwiederholungen wurden hier sparsam genug eingesetzt und weben sich nahtlos in die ungewohnt guten Zeilen ein.

[cab]

«The Battle at Garden's Gate» von Greta Van Fleet erscheint am 16. April 2021 bei Lava Records.

Gedankensprünge aus dem Corona-Alltag
von unserer Kolumnistin Kate Maier





Südkorea perfektioniert den Neo-Noir-Film

Werk — Gleich zwei südkoreanische Filme, «Parasite» und «Minari», sorgten in den letzten Jahren für globale Schlagzeilen. Ersterer gewann den Oscar im Jahr 2020, letzterer ist dieses Jahr nominiert. Zuvor suchte man bei den Oscars vergebens nach koreanischen Werken. Dabei liefern die Regisseur*innen schon seit längerem interessante Perlen. Ein Paradebeispiel sind die Filme von Park Chan-wook. Zu einem seiner bekanntesten Filme zählt der Neo-Noir-Thriller «Oldboy» (2003) aus Parks «Vengeance»-Trilogie, die auch «Sympathy for Mr. Vengeance» (2002) und «Lady Vengeance» (2005) umfasst.

In «Oldboy» geht es um Oh Dae-su, einen verheirateten Mann mittleren Alters, der wegen einer Rauferei zur Polizeistation geführt wird. Als ihn sein Freund dort abholt, ruft er gerade seine Tochter an, da er ihren Geburtstag verpasst hatte. Darauf wird er kurzerhand gekidnappt und in ein hotelähnliches Zimmer eingesperrt. Niemand teilt ihm mit, wieso und für wie lange. Langsam aber sicher verkommt Oh Dae-su in diesem Zimmer. Ein Fernseher wird für ihn zum Ersatz für die verwehrte Aussenwelt und Bildung und die ersehnten Freundschaften. Dae-su verbringt schlussendlich 15 Jahre in diesem Zimmer, als er plötzlich auf dem Dach eines Hochhauses aufwacht. Er beschliesst, sich an dem Menschen, der ihn ohne ersichtlichen Grund eingesperrt hat, zu rächen. Mithilfe der Sushi-Köchin Mi-do, in die er sich verliebt, schafft er es, seinen Peiniger ausfindig zu machen. Dieser stellt ihm ein Ultimatum: Wenn Dae-su den Grund seiner Inhaftierung herausfindet, dann wird er sich selber töten, andernfalls stirbt Mi-do.

Die Geschichte der langjährigen Isolation des Protagonisten thematisiert die gesellschaftliche Einsamkeit und Anonymität. Dae-su erzählt, er habe von Ameisen geträumt, worauf Mi-do ihm erklärt, dass Ameisen im-

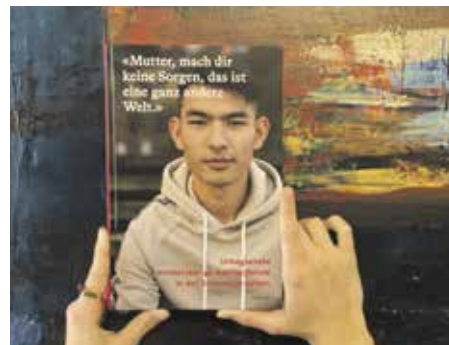
mer Teil eines Volkes und meist in Gruppen unterwegs sind. In seinem Traum zeigt sich das Verlangen, irgendwo dazuzugehören. Dae-sus Fernseher dient dabei als Metapher für die zunehmende mediale Vermittlung der Aussenwelt.

Die neuen Filme Park Chan-wooks demonstrieren, wie er sich als Regisseur weiterentwickelt hat. Zu ihnen zählt «The Handmaidens» (2016), der während der japanischen Okkupation Koreas in den 1930er-Jahren spielt. Das Dienstmädchen Sookee wird neu am Hof einer reichen japanischen Erbin angestellt. Ähnlich wie bei «Parasite» geht es bei diesem Film um die schleichende Infiltration einer reichen, privilegierten Familie. Der Film behandelt dabei die dunkle Vergangenheit zwischen Japan und Korea ebenso wie die Kluft zwischen Arm und Reich. Die nichtlineare Erzählweise, die viele koreanische Filme auszeichnet, lässt den Zuschauer lange im Dunkeln darüber, wie der Film sich entwickeln wird.

Mit solchen einzigartigen inhaltlichen und formellen Verfahren, wie sie in «Oldboy» oder «The Handmaidens» angewendet werden, bringen koreanische Filme einen originellen Blickwinkel auf die gesellschaftlichen Probleme und Phänomene. Die Regisseur*innen entwickeln den Neo-Noir-Film gekonnt weiter und bieten dabei aufmerksame Gesellschaftskritik. Damit vermögen sie Hollywood die Stirn zu bieten und das Publikum zu faszinieren. Denn letztendlich haben alle Menschen, wo auch immer sie herkommen mögen, ähnliche Probleme. Oder, um «Oldboy» zu zitieren: «Sei es ein Sandkorn oder ein Stein, im Wasser sinken sie gleich.»

[gaj]

Gesamtwerk von Park Chan-wook, unter anderem «Oldboy» (2003) und The Handmaidens (2016).



Geschichten aus dem Asyl

Buch — Aamina erzählt von ihrem Traum, zu lernen. Auch Mahmoud will die Flucht aus Syrien versuchen, um studieren zu können. Alem wird von der Sehnsucht nach seiner Familie und seinem Heimatland geplagt. Und Abdulaziz gibt den Kampf um einen Platz in der Gesellschaft, die ihm eigentlich so fern liegt, nicht auf. Herausgegeben vom Solidaritätsnetz Ostschweiz und der Beobachtungsstelle für Asyl- und Ausländerrecht Ostschweiz, lässt «Mutter, mach dir keine Sorgen, das ist eine ganz andere Welt» elf unbegleitete minderjährige Asylsuchende zu Wort kommen. Die Jugendlichen erzählen von ihren Heimatländern und Familien, an die sie oft schweren Herzens denken müssen. Sie berichten von ihrer beschwerlichen Reise durch das Mittelmeer und durch Gebirgsketten. Und nicht zuletzt beschreiben sie das Gefühl, endlich in der Schweiz angekommen zu sein: Erleichtert, aber niedergeschlagen. Begleitende Texte, wie Berichte über die Flüchtlinge und Fluchtwege, verleihen den Geschichten den nötigen Kontext.

Die Herausgeber*innen des Buchs schaffen es, den Jugendlichen die Bühne zu überlassen. Sie wollen die Leser*innen daran erinnern, dass reale Personen hinter den Schlagzeilen aus der Zeitung stehen. In Form von Interviews und Fotos bekommen die Geschichten der elf geflüchteten Minderjährigen Gesichter und Namen. Lesende werden mit der Tatsache konfrontiert, dass in unserer Gesellschaft junge Erwachsene leben, die ihr Leben riskieren mussten, um ein sicheres führen zu können. Die Herausgeber*innen heben dabei hervor, dass ein Grossteil der Asylsuchenden Jugendliche sind. Jugendliche, die oft alleine unterwegs sind, verletzte Menschen, die sich ohne unterstützende Bezugspersonen ihren Weg an zahlreichen Gefahren vorbei bahnen müssen.

Das Buch fordert die Leser*innen heraus: Man soll zuhören und man soll lernen. Und auch wenn «Mutter, mach dir keine Sorgen, das ist eine ganz andere Welt» nicht direkt zur politischen Aktion aufruft, schwingt dennoch die Aufforderung mit, dass man sich solidarisch zeigen und handelnd aktiv werden soll. Zu Recht!

[mai]

«Mutter, mach dir keine Sorgen, das ist eine ganz andere Welt» erschien im März im Limmat Verlag.

Das Streben nach Gleichstellung

Mit drei Ausstellungen widmet sich Zürich dem Kampf der Frauen für gleiche Rechte. Sie veranschaulichen, dass das Frauenstimmrecht nur der Anfang war.

Stephanie Caminada (Text und Bilder)

Die überdimensionale Chaiselongue im Lichthof der Uni Zürich steht eigentlich nicht für die vermeintliche Ruhe und Entspannung. Emilie Kempin-Spyri, die damit als erste Schweizer Juristin gewürdigt wird, faulenzte nicht, sie focht ihr Leben lang für die Gleichstellung der Frau. Anwältin durfte sie nicht werden, weil ihr das Aktivbürgerrecht fehlte, eine Qualifikation, die sie lediglich deshalb nicht erlangen konnte, weil sie das «falsche» Geschlecht hatte.

Erst 1971, fast ein Jahrhundert später, erlangen die Schweizerinnen das Wahlrecht. Obwohl Frauen bereits seit der Menschenrechtserklärung von 1789, als die «freien Männer» für politisch mündig erklärt wurden, dafür kämpften, dass «Mänscherächt für beidi Gschlächt» gelten, wie noch am «Marsch auf Bern» 1969 skandiert wurde.

200 Jahre Frauenbewegung im Landesmuseum

Die Chaiselongue wurde anlässlich von «Frauen.Rechte» ins Landesmuseum gezügelt. Es ist eine von drei Zürcher Ausstellungen, die derzeit das über 200-jährige Ringen um die Rechte von Frauen in der Schweiz veranschaulichen. Steile Stufen steigt man zur Schau empor, ähnlich wie der lange und steinige Weg, den die Frauen Richtung Gleichberechtigung gegangen sind. An der Decke hängen riesige Banner, deren Schriftzüge die Grösse der Stofffläche fast sprengen. Sie sollen die Dringlichkeit der Forderungen zeigen – und auch wie vehement sie eingefordert wurden. «Frauen.Rechte» holt aus und schaut mithilfe von Zeitdokumenten zurück auf die Frauenbewegung der vergangenen Jahre, von der französischen Revolutionärin Olympe de Gouges bis zum Schweizer Frauenstreik 2019. Dabei ging es in den frühesten Forderungen vorder-

hand gar nicht so sehr um die politischen Rechte der Frau, sondern darum, die Frau überhaupt als ebenbürtiges menschliches Wesen anzuerkennen.

In der Ausstellung platzierte Kunstwerke reflektieren die damalige Atmosphäre. Etwa Pipilotti Rists grossflächige Videoinstallation «Ever Is Over All», bei der eine Frau mit einer Blume eine Autoscheibe zertrümmert, oder das filigrane «Flügelwesen», das über der Ausstellung schwebt, ein Kunstwerk von Erica Pedretti. Schwerelos, leicht und doch fragil – die Emanzipationsbewegungen waren befreiend und beflügelten die Frauen, doch bei Höhenflügen droht auch immer der Absturz: Die Handlungsspielräume, die sich die Frauen schafften, schlossen sich später auch immer wieder. Noch lange wurden sie aus der öffentlichen Sphäre verdrängt und auf die Rolle der Hausfrau und Mutter reduziert.

Toni-Areal zeigt 39 Plakate

Wie üblich bei Abstimmungen waren auch bei jenen zum Frauenstimmrecht Plakate Schlüsselinstrumente. Sie appellieren an die Emotionen, entfachen Wut, finden Anklang und geben mit ihren Parolen und Motiven eine eindeutige Stimmempfehlung ab. Im Toni Areal werden derzeit, in Zusammenarbeit mit dem Museum für Gestaltung, 39 Plakate seit 1920 gezeigt.

Beim Betrachten der Sujets wird klar: Ob 1920 oder 1969, die Befürworter*innen wie die Gegner*innen beriefen sich durchs Band auf etwa dieselben Argumente. Erstere appellierten an ein «freies Volk», das «freie Frauen» brauche und forderten dieses zur Gerechtigkeit und Vernunft auf. Letztere unterstrichen die Geschlechterrollen und hoben hervor, dass die Politik schlicht nicht

**RECHTSGLEICHHEIT und
CHANCENGLEICHHEIT**
für Mann und Frau **1975**

ARTIARIA
unione CONIUGALE **1979**

**RECHTS
GLES 202** **1991 A TRAVAIL ÉGAL,
SALAIRE ÉGAL**

familienfreundlich
partnerschaftlich
zeitgemäß

ja ZUM NEUEN
EHERECHT

JA
SCHUTZ DER
MUTTERSCHAFT
UND ELTERN





Im rosaroten Raum beschäftigt sich der Strauhof mit drei Kapiteln aus Iris von Rotens Werk: Haushalt, Mutterschaft und Erotik.

zur weiblichen, der häuslichen, Sphäre gehöre, sondern zur öffentlichen, die den Männern vorbehalten war. Sie warnten davor, dass die politische Betätigung der Frau die Familie und den Haushalt ins Chaos stürzen könnte.

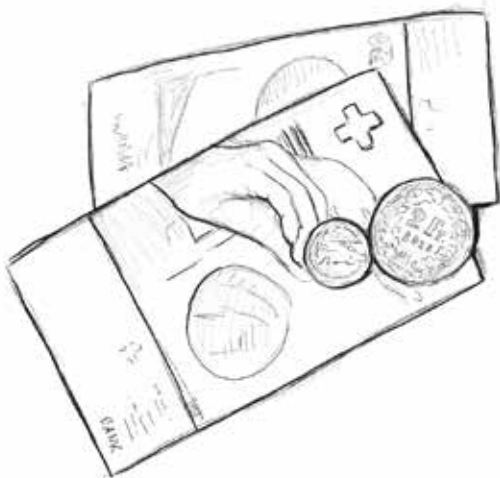
Strauhof bespricht 600-Seiten-Werk

Ein solches Plakat rief besonders heftige Reaktionen hervor. Das Sujet von 1946 zeigt einen «Nuggi», auf dem eine Fliege sitzt. Macht die Frau Politik, verkommt der Nachwuchs, so das Narrativ. Iris von Roten, Juristin und Frauenrechtlerin, bezeichnete das Motiv in ihrem Buch «Frauen im Laufgitter», das 1958 erschienen ist, als Sinnbild des Mannes als «Riesensäugling», der sich nur um sich selbst sorgt. Von Rotens Werk wird derzeit im Strauhof besprochen. Es sind «offene Worte zur Stellung der Frau», so der Untertitel, eine kritische Auseinandersetzung mit dem Patriarchat, virtuos geschrieben, mit Humor und bissiger Ironie. Der Strauhof inszeniert die wichtigsten Passagen aus dem fast 600-seitigen Werk, unter anderem werden sie von Schauspielerinnen in

Videoinstallationen vorgetragen. Während der Recherchen für die Ausstellung wurde zudem eine Trouville wiederentdeckt: Ein bisher unveröffentlichtes Kapitel zu Frauen und Kleidung, indem von Roten die «Überbetonung des Geschlechts der Frau» kritisiert, ist ebenso wie das Originalmanuskript des Buchs zu besichtigen. Der Kreis schliesst sich, denn in einem weiteren Raum, der von Rotens «Komplizinnen» in «Wut und Mut» gewidmet ist, treffen wir wieder auf Kempin-Spyri, die gewissermassen von Roten den Weg zum Jurastudium gebnet hat.

Die Ausstellungen überschneiden sich zwar in ihren Themen, der Besuch der einen macht die andere aber nicht überflüssig. Sie ergänzen sich vielmehr gegenseitig. Allen gemeinsam ist, dass sie das Frauenstimmrecht nicht als Endpunkt, sondern als Anfang anerkennen, als ein Werkzeug, um das umzusetzen, worauf die Frauen lange gewartet haben. Die Gleichstellung ist zwar seit 1981 in der Bundesverfassung verankert, doch die Forderungen von damals sind teilweise heute noch aktuell. So lässt es sich noch nicht auf der Chaiselongue ausruhen. ♦

Bargeld



Pro — Meine Grossmutter war überfordert, als EC-Karten eingeführt wurden, meine Mutter war es mit dem Online-Banking. Und mir geht derzeit einiges zu schnell mit Contactless-Zahlung, Twint, Revolut und Krypto. Die unsichtbaren Währungen verführen mich nur zu digitalen Kaufräuschen. Ich vertraue daher auf den sicheren alten Wert: Bargeld. Das hat man in der Hand und weiss, wann es knapp wird. Und: Hier wird nicht jede kleine Transaktion überwacht und gespeichert. Im virtuellen Geld- und Bankensystem funktioniert Geld mehr und mehr als imaginäres Objekt. Mit der Ablösung vom Goldstandard wurde der Wert des Geldes vom realen Bezug entkoppelt, heute ist digital um ein Vielfaches mehr Geld im Umlauf, als real existiert. Sprich: Die ganze Welt hat Schulden, das Finanzsystem funktioniert nur, solange nicht zu viele Menschen gleichzeitig ihr Bares einfordern. Wenn wir alle unser Bargeld daheim im Tresor lagern würden, würde das Bankensystem kollabieren. Also: Gebt den Banken keine digitale Munition, Bargeld für die Revolution. [fis]

Kontra — Eine Linie Koks schnupfen, Kellner*innen Trinkgeld zustecken, Kopf oder Zahl spielen. Was haben diese Dinge gemeinsam? Richtig, man kann sie alle mit Bargeld machen. Aber es geht auch ohne. In meinem Portemonnaie klemmt schon seit Monaten die gleiche Fünzigernote, das Münzabteil wird schwerer und schwerer – es kommt mir vor, als würde ich überflüssigen Ballast herumschleppen. An den Kassen kann man längst mit Twint zahlen, ebenso in Bars und an Kiosken, und sogar wer nicht auf diesen Trend-Zug aufspringen möchte – die Bankkarte gibt's jetzt seit einem halben Jahrhundert. Gerade in einer Pandemie ist das Verteilen von Bargeld wohl das Unnötigste überhaupt. Was hält uns also noch an der Tradition fest? Es kann wohl nur Nostalgie sein, der alte Chlöni. Aus Parolen wie «Bei Bargeld weiss man, was man hat» (obwohl ja niemand mehr als ein paar Prozent seines Kontoinhalts in seiner Brieftasche hält) spricht nichts als kindische Angst vor dem Loslassen. Es lebe also der ewige Fortschritt! [hel]



Auf dieser Seite phantasieren wir über mögliche Welten.



2 Jahre Später

#vsuzhrat21
QR-CODE SCANNEN
UND DEINEN
VSUZH RAT
WÄHLEN

